

Monika Czernin

Ich habe zu kurz gelebt

Die Geschichte der Nora Gräfin Kinsky

MONIKA CZERNIN

Ich habe zu kurz gelebt

Die Geschichte der Nora Gräfin Kinsky

van Eck Verlag

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für T.



Unveränderte Neuauflage mit Genehmigung der Autorin

www.vaneckverlag.li

Copyright 2016 © Monika Czernin

Alle Rechte vorbehalten

Druck & Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-905881-50-9

»Das gesellschaftliche Drama
ereignet sich in jedem Einzelnen,
in jeder ›dramatis persona‹.«

*Karl Schlögel: Petersburg. Das Laboratorium der
Moderne 1909–1921. München, Wien 2002*

Prolog

»Alles ist ein Weg in die Freiheit«, sagte Genilde, nachdem ich sie zwei Tage über ihr Leben und das ihrer Tante Nora ausgefragt hatte. Sie hatte die legendäre Schwester ihres Vaters Zdenko Radslav, genannt Ra, nur aus Erzählungen und Familienanekdoten gekannt, denn sie war kaum auf der Welt, als Nora viel zu früh starb. Und doch – nach allem, was ich über Nora, meine entfernte Urgroßtante, in Erfahrung bringen konnte, war jene achtzigjährige Dame ihr ähnlich, sogar sehr ähnlich. Die gleiche aufrechte Haltung, die gleiche unerschöpfliche Energie – sie hatte immer noch den Gang einer jungen Frau – und diese gelassene Härte und Mitleidslosigkeit sich selbst und dem eigenen Schicksal gegenüber. Das Leben war auch mit Genilde nicht zimperlich umgesprungen. Doch sie sagte: »Immer, wenn sich eine Tür schließt und du dich umschaust, siehst du ein offenes Fenster.«

»Du bist wie die Nora«, sagte ich zu ihr. Sie lachte.

»Nein, du«, erwiderte sie. Ich? Nein, ich wirklich nicht. Nora, die Heldin dieser Romanbiographie, hat große Abenteuer erlebt und ist in den Jahren des Ersten Weltkriegs und der Russischen Revolution durch ihre Aufgabe zur Persönlichkeit herangereift. Was in meinem Leben, das einer typischen Frau an der Wende zum 21. Jahrhundert, hat mir schon überragenden Mut abverlangt? Nein, das bisschen Emanzipation, das zunehmende Unbehagen über die Unwägbarkeiten einer schnelllebigen und gedächtnislosen Welt kann in nichts

mit dem dünnen Seil verglichen werden, auf dem Nora balancierte, im Angesicht der erdbebengleichen Zäsur des Ersten Weltkriegs, jener Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts.

Aber warum hielt mich dann Noras Schicksal gefangen, seit ich ihr Tagebuch gelesen hatte? Wegen ihrer steinigen Suche nach einem selbstbestimmten Leben? Wegen ihrer obsessiven Sehnsucht nach Freiheit und Unabhängigkeit in einer Zeit, die Frauen ihres Milieus in strenge Korsetts zwang? Wegen des Preises, den sie wie jeder Wildfang für ihr Naturell bezahlen musste? Oder weil sie unter denkbar schwierigen Bedingungen sich selbst, ihre Aufgabe und damit innere Freiheit gefunden hat?

Die Mitglieder der altösterreichischen Aristokratie lebten bis zum Ersten Weltkrieg in geradezu schwindelerregenden Höhen. Sie bewohnten die schönsten Schlösser, nannten die größten Besitzungen ihr Eigen, sie besaßen die besten Pferde, die bedeutendsten Kunstsammlungen. Bis heute schöpfen sie aus einem schier märchenhaften Reichtum an Familiengeschichten, die immer auch Landesgeschichte waren. Es gab nur wenige Bereiche, in denen sie an der Wende zum 20. Jahrhundert nicht mächtig und einflussreich waren, sie konnten auf Jahrhunderte der Herrschaftsausübung zurückblicken und stürzten doch nach dem Ersten Weltkrieg, für den sie als wesentlicher Teil der Machtelite mitverantwortlich gemacht werden müssen, im freien Fall in die politische Bedeutungslosigkeit. Oder um einen Ausspruch Friedrich Engels' zu zitieren, der schon 1887 einen *Weltkrieg von bis dahin unvorstellbarer Größe und Härte* vorausgeahnt hatte: *In drei oder vier Kriegsjahren würden erdteilweite Verwüstungen angerichtet; Hungersnot, Seuchen und allgemeines Elend würden Soldaten und Zivilisten in Bestien verwandeln, und Handel, Industrie und Kredit lägen voll-*

ständig danieder. Der allgemeine Zusammenbruch aber würde die alten und traditionellen Regime stürzen, und Königskronen würden zu Dutzenden auf den Straßen kullern, ohne dass sich irgendjemand nach ihnen bücken würde. Dieses »gesellschaftliche Drama«, das sich in jedem einzelnen Leben, auch in dem meiner Urgroßtante ereignete, war ein weiterer wichtiger Grund, warum ich ihre Geschichte niedergeschrieben habe.

Nicht zuletzt wurde Noras Biographie auch zu einer Suche nach meinen eigenen Wurzeln in dieser alten Welt. Denn obwohl der Adel in Österreich abgeschafft ist, bin ich doch in dieser angeblich nicht existierenden, von außen exotisch anmutenden Welt aufgewachsen. Einer Welt, die so tut, als gäbe es sie noch, und die ob ihrer Bedeutungslosigkeit unter Phantomschmerzen leidet. Mein Großvater war über neunzig, als er in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts starb. Ich war dreizehn. Sein Trauma war der Erste Weltkrieg, die Gefangenschaft in Sibirien, die Flucht durch das von der Oktoberrevolution verwüstete Russland und die Emigration ins klein gewordene Österreich. Und jeden Tag in seiner Gefangenschaft wartete er auf den Besuch von Nora Kinsky. Davon hat er uns kleinen Mädchen erzählt und so bei mir den Samen zu meiner späteren Suche gesät. Mit dem Ersten Weltkrieg endete seine Welt, und doch lebte sie mit ihm weiter, mit ihm und den vielen Onkeln und Tanten, die uns ständig besuchten und unser Leben mit ihren Erzählungen bereicherten. Die Klänge der alten Welt, der Akzent der betagten Tanten, ihre vielen französischen Ausdrücke, die Anrede in der dritten Person: »Hat sie sich das genau überlegt?«, ihre hochgeschlossenen Kleider, die auf eine ganz bestimmte Weise tantigen Schuhe, die sorgfältig toupierten Frisuren, die hingebungsvolle, aber dennoch so distanzierte Erziehung der Kinder ... und die Erklärungen, warum wir so sind, wie wir sind.

An all das erinnerte ich mich wieder, als ich Noras Tagebuch zu lesen begann, und plötzlich war meine Welt erfüllt von Geschichten über sie. Jeder wusste etwas. Die Tagebücher meiner eigenen Großeltern, Memoiren, Geschichtsbücher ergänzten mein Bild und ließen Nora langsam in mir Gestalt annehmen. Ihre Geschichte verselbstständigte sich immer mehr, wurde zum Entwicklungsroman, zur Geschichte einer Suche nach äußerer und innerer Freiheit. Denn unter Noras Füßen brach zwar die alte Welt zusammen, sie selbst aber nicht. Sie wurde nicht zu historischem Treibgut, sondern setzte sich als Persönlichkeit durch – als starke junge Frau in einer Zeit, in der Männer ihre Kräfte in einem wahnsinnigen Krieg vergeudeten und der Adel unterging. Deswegen widme ich dieses Buch allen jungen Mädchen und Frauen, die ihren eigenen Weg suchen und ihn gehen, was immer das von ihnen verlangen mag.

Teil 1
Kindheit

»Das zwanzigste Jahrhundert wird nicht zu Ende gehen, ohne dass die menschliche Gesellschaft die größte Geißel – den Krieg – als legale Institution abgeschüttelt haben wird.«

Bertha von Suttner: Memoiren, Stuttgart 1909



Nora mit älteren Geschwistern

1

»*La reine d'Angleterre est morte*«, hallte es durch die Schlafzimer der Kinder. »*La reine d'Angleterre est morte*.«

Das Geräusch des Kinderspiels drang bis in die Gemächer der Mutter, bis ins Zimmer der Gouvernante, bis hinaus in den schönen Park von Chlumetz, der in der kalten Nässe des Januartages ertrank. Es war kurz nach Mittag. Ra, der Jüngste, sollte Mittagschlaf halten, doch er war aus seinem Gitterbett geklettert und dem Lärm nachgegangen, bis in Noras Zimmer. Dort saß er jetzt schlaftrunken am Boden, während die anderen Theater spielten.

»Nora, du bist dran.«

Die drei jüngsten Kinder der Familie, Hanna, Norbert und der kleine Ra, hatten sich bei Nora versammelt. Alice, zwei Jahre älter als Nora, befand sich bei ihrer Patentante, die drei großen Schwestern und der Älteste, Feri, waren längst ausgeflogen und lebten anderswo, weit weg von den Kleinen und ihren Kinderspielen, weg vom Landleben auf Schloss Chlumetz, dem Familiensitz der Grafen Kinsky.

»Dann gebt mir Umhang und Krone«, verlangte Nora.
»Und seid endlich still.«

Nora. Schlank wie ihre Großmutter Iphigenie, knapp zwölf Jahre alt, immer energiegeladen, immer im Mittelpunkt. Sie sprang auf, schritt mit kindlicher Theatralik und einem natürlichen Gespür für majestätisches Auftreten durch den Raum und hob entschlossen beide Arme. Ihre Hände packten die langen kastanienbraunen Haare und drehten sie so zusam-

men, dass das Jungenhafte ihres Wesens zum Vorschein kam. Dann platzierte sie die Krone auf den Kopf und griff nach einer kleinen Reitgerte. Diese lag auf dem Tisch unter dem Spiegel, eine Ablage für zierliche Nippes, goldumrandete Porzellandosen, aus Elfenbein gedrechselte Pfeifenhälse – und eben die silbergefasste, orientalisches anmutende Reitpeitsche. Ein Erbstück von den georgischen Vorfahren, einer jener Gegenstände, an denen Geschichten hängen wie reife Trauben, die ab und zu in Kindermünder gleiten, um in ihnen den Geschmack der weiten Welt zu wecken, lange bevor sie sich einen Begriff davon machen, wie weit ihre Welt und erst recht die jenseits ihres Horizontes tatsächlich ist.

»*Kumomirchkilit Patonischi Skualepi*«, sagte Nora möglichst sonor und kostete den fremden Akzent ihrer Worte aus. Es war Mingrelisch und bedeutete so viel wie: »Hört zu, Fürstenskinder«.

Großmutter Iphigenie hatte ihren Enkeln die Geschichte der Reitgerte oft erzählt, solange sie noch lebte. Sie hatte einst ihrem Urahn gehört, dem rechtmäßigen Erben von Mingrelien. Ein kostbarer Gegenstand, und doch hatte ihn die Familie durch Flucht und Vertreibung gerettet.

»Hört zu, Fürstenskinder«, so hatte die alte Dame den Kindern erklärt, war seit der gütigen Herrscherin Tamara die richtige Anrede für das Volk. Die Chlumetzer Kinder liebten die Geschichten über Mingrelien, das sagenhafte Fürstentum im westlichen Georgien. Es wurde zu ihrem Märchenland, nach Mingrelien wurden Räuber und schöne Prinzessinnen verbannt, in Mingrelien hausten Drachen, und in ihren Fängen steckten jugendliche Prinzen.

»Untertanen, habt ihr gehört? *La reine d'Angleterre est morte*. Im fernen England trägt man Trauer!«

»Aber Comtesse Nora! Mach sie sich doch nicht lustig. Das gehört sich nicht.« Madame Tini war im Kinderzimmer er-

schiene. Der Gesichtsausdruck der Gouvernante verriet Ratlosigkeit angesichts der Kinder, die zu erziehen sie sich nicht ausgesucht hatte. Sie fand die Szene respektlos. Kein Geringerer als die große englische Königin Victoria war gestorben. Wie konnten die Kinder nur Tinis Idol zum Zentrum ihrer ausgelassenen Spiele machen?

Doch Nora hörte nicht auf die bestürzte Gouvernante. Kein bisschen. Die nahezu akzentfreien französischen Worte der italienischen Anstandsdame, einer verwitweten Donna Corsini, flogen an ihr vorbei, verwehten in der Luft von Chlunmetz. Unter den Jubelrufen von Hanna und Norbert wechselte sie schnell ihre Rolle, denn so waren die Spielregeln. Ein Begriff, ein Satz, aufgeschnappt im Reich der Erwachsenen, musste aus wechselnden Perspektiven zur Darstellung gebracht werden. Die Reitgerte funktionierte Nora in ein königliches Zepter um, dabei summte sie die englische Hymne. Völlig gefangen vom Zauber ihrer selbst auferlegten Rolle, hob die Zwölfjährige die Augenbrauen, blickte streng, dann wieder gütig, übte sich in mal befehlenden, mal großzügigen Handbewegungen und ließ sich schließlich würdevoll auf den mächtigen, aus dunklem Holz geschnitzten Sessel unter dem Ölgemälde des Feldmarschalls Józef Poniatowski nieder. Dessen Mutter war eine geborene Kinsky, und wäre der Feldmarschall nicht im Kampf für Napoleon gefallen, wäre er König von Polen geworden.

Hanna, Noras zwei Jahre jüngere Schwester, stürzte sich lachend in einen tiefen Hofknicks, den Nora, alias *la reine d'Angleterre*, mit kindlicher Nonchalance entgegennahm. »Sie darf sich erheben, *ma chère*. Was gibt es?«

»Eure Majestät, in Ihrem Reich erzählt man sich, der plötzliche Tod habe Sie ereilt.« Gelächter. Hanna, die fragilere der beiden Schwestern, warf ihre seidigen Haare in den Nacken.

Ihr Kleid raschelte, Sonnenstrahlen fielen durch das Fenster. In der Mitte des Zimmers saß noch immer der kleine Ra und schichtete verschlafen aus Holzbausteinen eine Burg auf. Er war so vertieft in sein Spiel, dass er erst jetzt aufschaute. »*La reine d'Angleterre?*«, fragte er mit tränenerstickter Stimme. »*Mais la reine d'Angleterre est là, n'est-ce pas, Tini?*« Die zarte Stimme riss nicht nur die Gouvernante aus ihren trüben Gedanken über die pädagogische Ohnmacht, die sie insbesondere Comtesse Nora gegenüber so oft empfand. Auch die Schwestern verließen ihr Märchenspiel und blickten auf. »Aber Ra, *petit chéri!* Nicht *unsere* englische Königin ist tot«, erklärte Nora, erst mit gerunzelter Stirn, dann zunehmend belustigt und mit der Ironie einer älteren Schwester, »die andere *reine d'Angleterre* hat es erwischt, weit weg hinter den Bergen.«

»Ja, bei den sieben Zwergen hat sie gewohnt«, hänselte Hanna den kleinen Bruder.

»Sie musste sterben, musste sterben, wie wir alle, musste sterben«, sang Norbert versonnen ein selbst erdachtes Bänkellied vor sich hin.

Ra sah die drei verblüfft an. Eine andere? Bei den Zwergen? Tot wie das kleine Vögelchen gestern im Park, dem Ra ein weiches Bett aus Blättern und immergrünen Reisigzweigen gemacht und, damit es nicht fror, mit seinem Taschentuch zugedeckt hatte? Dann hatte er noch Gras darüber gelegt, weil sonst *la reine d'Angleterre* geschimpft hätte, wenn sie das weiße Tuch gefunden hätte. Norbert, mit seinen sieben Jahren bereits aus der Zeitlosigkeit der frühen Kindheit gefallen, hatte gesagt, der Vogel brauche kein Bett, er spüre nichts mehr, werde nie mehr fliegen. Ra hatte sich daraufhin grübelnd auf den Kiesweg gesetzt, bis *la reine* kam, den vor Kälte zitternden Jungen auf ihren Arm nahm und in der Küche mit einer Schale heißer Milch wieder aufwärmte. *La reine d'Angleterre!*

Ganz recht, die englische Königin war Ras liebstes Hausmädchen. Sie hieß Viktoria wie die Queen, aber Maman hatte den Kindern verboten, die Namen der Dienstboten zu nennen, wenn sie, wie üblich, untereinander Französisch sprachen. Es hätte die tschechisch oder ungarisch sprechenden Bediensteten nur stutzig gemacht. So hatten sich Spitznamen für sie eingebürgert: *La reine d'Angleterre, le chasseur, le professeur d'amour* – die Kinder dachten sich immer wieder neue sinnfällige Namenskreationen aus.

Durch ihre neun Kinder war die verstorbene Queen Victoria mit fast allen protestantischen Fürstenhöfen Europas verwandt. Kaiser Wilhelm II. war ebenso ihr Enkel wie die Frau des unglückseligen Zar Nikolaus II., Prinzessin Alice von Hessen-Darmstadt. Nicht wenige gräfliche Familien, obwohl in der Adelshierarchie weiter unten stehend, durften sich dadurch ebenfalls als mit dem englischen Königshaus verschwägert oder zumindest weitläufig verwandt betrachten. Die katholischen Chlumetzer Kinskys rechneten sich manchmal scherzhaft auch den Protestanten zu, denn ihre Urgroßmutter Festetics war eine geborene protestantische Prinzessin Hohenzollern. Im gesamten Adel war der Tod der *Großmutter Europas* im Januar 1901 *das* Thema in den Salons. Kann es also verwundern, dass die Queen sogar in den Kinderzimmern der europäischen Hocharistokratie die Spiele bestimmte?

Das in Jahrhunderten geknüpfte, über ganz Europa gespannte katholische wie protestantische Verwandtschaftsnetz ist bis heute das wichtigste Merkmal des Adels geblieben. Für die damals lebenden Menschen aber war es das gesellschaftliche Einmaleins, die Rechenformel der Macht und eine kostbare Währung, die Türen und Tore öffnete.

Die Kinskys mit dem schönen Namenszusatz »zu Wchinitz und Tettau« waren ein Adelsgeschlecht, dessen Ursprünge weit vor den Dreißigjährigen Krieg ins Königreich Böhmen zurückreichten. Man zählte sie zum böhmischen Uradel. Sie waren Feldherren und Diplomaten, Bauherren und Kunstmäzene, 1628 wurden sie Grafen, Anfang des 18. Jahrhunderts, nach dem der Familienchef der jüngeren Linie in den Fürstenstand erhoben worden war, spaltete sich die Familie in eine fürstliche und eine gräfliche Linie. Das ostböhmische Chlumetz, *Chlumec nad Cidlinou*, war fortan der Stammsitz der gräflichen Linie, das Schloss Karlskrone und die es umgebenden Güter gehörten zum Fideikommiss, jenem Teil des Familienvermögens, der ungeteilt an die männlichen Erstgeborenen der Familie weitervererbt werden musste. Verschuldete sich sein Besitzer, der Majoratsherr, allzu sehr, konnte er vom Kaiser unter Kuratel gestellt werden.

Später würde man die Zeit, die mit Queen Victorias Tod zu Ende ging, als viktorianisches Zeitalter bezeichnen, eine Ära der wirtschaftlichen Blüte und des Friedens, aber auch der kulturellen Verflachung und der Prüderie. Über ein halbes Jahrhundert hatte die strenge, stets schwarz gekleidete Herrscherin regiert. Mit ihr war eine neue Geisteshaltung entstanden, die alles eigenartig gezügelt wirken lassen sollte, den Persönlichkeitsmerkmalen Victorias folgend, ihrer Frömmigkeit, ihrer Disziplin, ihrem imperialen Gestus. Auch die Erziehung der Kinsky-Kinder war streng, selbst wenn sich das Viktorianische in der Chlumetzer Tradition nicht so recht durchsetzen wollte. Doch die Kinder sah man auch hier als wilde Geschöpfe, die erst durch eine auf Zucht und Ordnung gründende Erziehung zu vernünftigen Menschen heranwachsen. Weh dem, der einem Kind den kleinen Finger reichte, es verwöhnte, nicht ständig in seine Schranken verwies, er öffnete

dem kindlichen Chaos und der ungebändigten Natur Tür und Tor. Für Madame Tini war die Erziehung daher ein beständiger Kampf gegen das Kindsein und seine Marotten, gegen das Weltbild der Kleinen, gegen ihre Geschwindigkeit, ihren Rhythmus, ihre spontanen Gefühlsäußerungen. Sie steckte die Kinder gerne in Matrosenanzüge mit gestärkten Krägen, weiß und blau, auf denen man jeden Schmutzleck sah, wie ein zur Schau gestelltes Sündenregister.

Inzwischen war es Frühling geworden. Ein Wagen fuhr vor. Nora und Hanna liefen im Nachthemd ans Fenster ihres Schlafzimmers und huschten barfuß, ohne das geringste Geräusch zu verursachen, über die doppelt geschwungene Freitreppe hinunter zum Hauptportal. Gerade war die Sonne untergegangen, das zartgrüne Land lag fahl im Dämmerlicht. Das Schloss, vom Barockarchitekten Giovanni Santini nach der Form der böhmischen Wenzelskrone entworfen, erhob sich mit seinen Nebengebäuden über dem Städtchen Chlumetz und der englisch anmutenden Flusslandschaft entlang der Cidlina, die aus dem Riesengebirge kommend bei Poděbrad in die Elbe mündet. Die beiden Witwentrakte, der lang gezogene Stall für die Reitpferde mit den Schlafkammern der Kutscher, Stallburschen und Chauffeure, der Wasserturm am östlichen Ende des Parks, der dem Vorbesitzer, Graf Oktavian Kinsky, als Gefängnis für unliebsame Untertanen gedient hatte – umgeben von einem sich sanft talwärts neigenden Park wirkten alle diese in Form und Farben aufeinander abgestimmten Gebäude, als nähmen sie Rücksicht auf das an Luxus und Schönheit gewohnte Auge. Heiter wie ein Flötenkonzert von Vivaldi und so stolz wie Händels Wassermusik, verwies das Anwesen auf die Königskrönung Kaiser Karls VI. in Prag im Jahr 1723. Der damalige Obrist-Kanzler Franz Ferdinand Graf Kinsky hatte das Schloss anstelle einer

mittelalterlichen Wasserburg errichten lassen, um den Kaiser standesgemäß beherbergen zu können – und der Kaiser ließ sich nicht zweimal bitten. Er war tatsächlich nach Schloss Karlskrone gekommen.

»Papus, wo ist der Bär?«

»Nora, man fragt: Hat der Papus Weidmannsheil gehabt?«

»Genau das habe ich doch gefragt. Hat er getroffen?« Nora liebte den Widerspruch. Manchmal genügte wenige Worte, um aus dem vorgegebenen Rahmen herauszufallen, ein Blick des Aufbegehrens, ein Satz *pas comme il faut*. Alles Gesten der Nichtunterwerfung. Papus, ausgesprochen *Papusch*, wie die Kinder ihren Vater Zdenko auf Ungarisch nannten, war eine Art Herrgott in Hosen. In diesem Fall in zünftigen Lederhosen und grüner Lodenjoppe, silbergefassten Hirschknöpfen, Filzhut mit Gamsbart, ganz wie Kaiser Franz Joseph in Bad Ischl. Jemand, der sich alles erlauben durfte und der kein Aufbegehren duldete. Ihn und all das, was er repräsentierte, forderte Nora heraus.

Zdenko war ein gut aussehender Hüne. Er strahlte Autorität aus. Damit war er unter Seinesgleichen keine Ausnahme von der Regel, nur seine Lebenskraft und Abenteuerlust überstiegen spürbar das allgemeine Maß. Das wusste er, es war sein Markenzeichen, und wo sich zu Lebzeiten eine Chance auftat, am Mythos des Draufgängers zu schmieden, ergriff er sie mit Begeisterung. Ob es nun galt, von Wien nach Pressburg achtzig Kilometer donauabwärts zu schwimmen, jedes Jahr als Gewinner einiger Reitturniere und Steeplechase-Rennen in die Annalen einzugehen oder wie ein mongolischer Nomade zwischen London, Paris, Wien und Baden-Baden hin- und herzu ziehen, auf allen gesellschaftlichen Ereignissen den Salonlöwen zu geben, Zdenko war dabei. Zwischendurch – wenn auch jedes Mal schon nach einer Woche von Unrast erfüllt – weilte er in Chlumetz, wo seine Familie Jahr um Jahr größer wurde

und der Fideikommissbesitz in immer tiefere Schulden geriet. Das Leben war teuer, die Pferde, Jagden, Reisen verschlangen Unsummen. Aber sollte er deswegen etwa nicht mehr in Siebenbürgen auf Bärenjagd gehen? Nicht mehr einer der meistgefeierten Herrenreiter der Monarchie sein, nicht mehr elegante goldbeige Halbblüter, die Kinsky-Falben, züchten?

Dass er vor fünf Jahren, kurz nach dem Tod seines Adoptivonkels Oktavian, unter Kuratel gestellt worden war und ein Fünftel der Pferde hatte verkaufen müssen, konnte er lange nicht verschmerzen. Und so ignorierte er seine Besitzverpflichtungen, so gut es eben ging. Es war nicht so, dass er sich gegen die Rechte und Pflichten als Majoratsherr sträubte, dass er es absichtlich an Umsicht und Sorgfalt in der Verwaltung des Familiensitzes hätte mangeln lassen. Nein, er, der Herr über 51 Dörfer, 16 Reviere und 24 arrondierte Höfe, war kein Rebell. Er war lediglich von notorischer Rastlosigkeit erfüllt, neigte zur Genussucht und verkörperte eine verschwenderische Mischung aus Abenteurer und Patriarch.

»Preisler, zeig er den Damen das Fell der Bärin.«

Zdenkos Kammerdiener öffnete den hinteren Teil des Wagens und gab den Blick auf eine imposante, noch blutverschmierte Bärenhaut frei.

Fast, so schilderte Preisler, immer noch schauernd, den Comtessen den Hergang der Jagd, fast wäre ihr Vater gestern in Siebenbürgen ums Leben gekommen. In einer Karpatenschlucht, etliche Stunden von Temesvár entfernt, seien der Herr Graf und er, Preisler, durch das Unterholz geschlichen, als diese Bärin, größer als alle ihnen jemals zu Gesicht gekommenen Artgenossinnen, mit aufgerichtetem Nackenhaar vor ihnen stand, bereit, sich jederzeit auf die Eindringlinge zu stürzen. Und als der Herr Graf ihre Bärenkinder erblickte, senkte er im Moment der äußersten Gefahr zu allem Überfluss auch noch das Gewehr. Es sei ihm ein Gräuel, Mutter-

tiere erschießen zu müssen, warf der Graf mürrisch in Preislers atemlose Erzählung. Er, so der Kammerdiener weiter, sei wie immer einige Schritte abseits gestanden und habe – selbstverständlich – den Mut des Herrn Grafen bewundert, gleichzeitig aber inständig zur heiligen Mutter Gottes gebetet, der Herr Graf möge sich bald zum Schuss auf die Bärin entschließen. Da hörte er nahezu gleichzeitig das Angriffsgeschrei der Bärin und den inständig ersehnten Schuss durch die Morgendämmerung gellen. Nur einen Meter vor dem *tatínek*, so der noch bei seiner Schilderung zitternde, tschechisch sprechende Diener, sei das Tier lautlos in sich zusammengebrochen. Sie, die Kinder, wüssten ja, was für ein exzellenter Schütze ihr Herr Vater schon immer gewesen sei, aber dies sei nun wirklich eine außergewöhnliche Heldentat.

»Papus, wie furchtbar. Und was wird nun aus den Bärenkindern?«, fragte Nora bestürzt. Im Gegensatz zu Hanna hatte sie sofort vergessen, dass sie barfuß vor den beiden Männern stand. Sie dachte nur an das Abenteuer, nicht an irgendeine Verbotsübertretung. Für Hanna hingegen war es ein fast ebenso mutiges Abenteuer wie eine Bärenjagd, im Nachthemd durchs Haus zu laufen und Männerblicke einzufangen. Und das Spiel mit dem Tod konnte die Zehnjährige nicht ermessen. Väter sind unsterblich. Mütter auch. In ihrer Wohlbehütetheit konnte sie sich nicht vorstellen, dass die Eltern einmal nicht mehr sein würden.

Zdenko war von Noras Frage peinlich berührt. Das Weidwerk war für ihn eine lautere Angelegenheit, die Frage nach den Bärenkindern darum ein Stich in seine Ehrenmännerbrust. Er räusperte sich verlegen und wandte sich seinem Jagdgefährten zu.

»Preisler, das Fell kommt in die Halle. Weidmannsheil, Preisler, und erhol er sich gut von der Jagd«, beendete Zdenko den Auftritt des treuen Kammerdieners.

Hätte Preisler, der Sohn eines Schusters aus Königgrätz, das Drehbuch seines Lebens selber bestimmen können, er hätte sich eine gehörige Portion Herzklopfen erspart. So abenteuerlich wie an der Seite des Grafen hatte er sich sein Dasein nicht in den kühnsten Träumen ausgemalt. Selbst nach all den Jahren gestand er seiner Frau noch immer seine Furcht, wenn Zdenko wieder zum Aufbruch blies. Andererseits war er stolz auf die Heldengeschichten, die ja auch die seinen waren, und konnte nicht umhin, sich einzugestehen, dass er ein interessantes Leben führte, eines, das, wie er immer wieder betonte, sich aufzuschreiben lohnte, wobei er dabei den Kopf wie jemand schüttelte, in dessen Innerem ein leidenschaftlicher Kampf zwischen Annahme und Ablehnung seines Schicksals stattfand.

»Und ihr, Kinder? Ab in die Betten. Wenn das die Madame Tini und die Memi wüssten! In Nachthemden und barfuß. Wir sehen uns morgen beim Reiten.« Ohne eine Antwort von Hanna und Nora abzuwarten, nahm Zdenko sein Gewehr – den Rest des Gepäcks hatte Preisler bereits einem Hausbursten übergeben – und zog sich zurück.

Was für ein Abenteuer! dachte Zdenko, als er gedankenverloren in seinem Ankleidezimmer die Jagdgewänder abstreifte und sich mit dem vom Hausmädchen bereitgestellten dampfenden Wasser wusch.

Ein Geruch von Wald und Moos, von Schießpulver und aufgebrochenem Wild, von Männerschweiß und Pfeifentabak erfüllte den Raum und brachte ein Stück wilder Naturverbundenheit in das wohl geordnete adelige Familienleben. So rochen Männer wie Zdenko. Er lebte vom Reiten und Jagen, mehr brauchte er nicht. Für ihn lag alles darin; Freiheit, Eroberung, Macht und Wehmut, diese eigenartige Form der Trauer nach der Tat, ein aus der Fülle des Lebens geborenes

Gefühl von Verlust, Abschied und Einsamkeit. Und die Eroberung? Zdenko zog seit einiger Zeit die Jagd auf Tiere der Eroberung von Frauen vor. Das war entschieden einfacher, und von Frauen war er zu Hause ohnehin umringt.

Ich hätte ein Donnerwetter anstimmen sollen, seufzte Zdenko und begab sich zu Bett. Schlimme Gören!

Insgeheim war er stolz auf Nora und Hanna, sie waren neugierig und fröhlich. Hinter der rauen Fassade eingeübter Verhaltensmuster liebte Zdenko seine Töchter über alles. Sechs Töchter, eine hübscher als die andere, darunter Nora, die er wegen ihrer Willensstärke bewunderte. Wenn Nora dabei war, scheute er vor jeglichem Donnerwetter zurück. Nora war so schlagfertig, nicht einzuschüchtern und selbstbewusst wie eine Erwachsene. Ihr gegenüber streng zu sein führte zu Diskussionen, aus denen meist sie als Siegerin hervorging, und das galt es unbedingt zu vermeiden, um die väterliche Autorität nicht zu gefährden. Immer gelang es ihr, Erziehungsmaßnahmen der Lächerlichkeit preiszugeben. Die Sache mit den staubgefüllten Hosen, zum Beispiel. Mein Gott, hatte er sich dabei blamiert. Sich einfach Kalk in die Unterhosen zu stopfen, Kalk von der Fassadenrenovierung, und dann folgsam zur wohlverdienten Tracht Prügel zu erscheinen und ihn, den *pater familias*, in einer Staubwolke untergehen zu lassen! Und das Gesicht der *reine d'Angleterre*. Was für ein *cauchemar*! Er wusste im Übrigen sofort, dass diese Geschichte Teil der Kinsky'schen Familiensaga werden würde, ahnte schon damals, dass auch sein furchtbarer Niesanfall, hervorgerufen durch den feinen Staub, der ihm bei den Schlägen mit der Reitgerte in die Nase drang, noch drei Generationen später von den Tanten an die Nichten weitererzählt werden würde und dass auch weniger appetitliche Varianten der Geschichte in Umlauf sein würden.

So ist das mit den Familienlegenden. Mit jeder Generation werden sie reicher, den realen Begebenheiten weiter entrückt.

Und doch wissen diejenigen, für die diese Geschichten bestimmt sind, genau, wie sie zu lesen sind, was sie in Wahrheit aussagen. Ganz fern aller Ausschmückungen verraten sie die Familienmuster, den Stallgeruch, die unausgesprochenen Codes der eigenen Sippe.

Hanna und Nora waren in ihre Betten zurückgekehrt. Madame Tini hatte nichts bemerkt, dabei mussten die Mädchen an ihrer offenen Zimmertür vorbeischleichen, wie Waldfeen, nahezu unsichtbar. Es war nicht üblich, an den Kinderbetten zu sitzen und Geschichten vorzulesen, die Mädchen brachten sich, nachdem sie ihrer Mutter im Salon gute Nacht gesagt und der Gouvernante die Hand geschüttelt hatten, selbstständig ins Bett. Ra wurde gewöhnlich von *la reine d'Angleterre* in sein Gitterbett gelegt, manchmal sang sie ihm noch ein tschechisches Wiegenlied vor. Norbert war für solche Zeremonien schon zu groß. Wenn Hanna in der Nacht Angst bekam oder aus einem Albtraum aufschreckte, schlüpfte sie zu Nora unter die Decke, aber das durfte niemand wissen. Darum wartete sie immer, bis es sehr dunkel und im Haus kein Laut mehr zu hören war. Am nächsten Tag verlangte Nora dann kleine Dienste für die nächtliche Obhut, etwa, dass Hanna für die Ältere durch das große Haus rannte, um etwas zu holen, Noras Bleistifte spitzte oder beim Spielen mit dem großen Puppenhaus sämtliche Dienstbotenrollen übernahm. Nora hingegen schlüpfte dann in die Rolle der Gräfin, ordnete voller Hingabe die Miniaturbibliothek, strich über den biedermeierlich bemalten Klavierflügel aus Keramik, nicht größer als eine Zigarendose, und setzte die kleinen Silberleuchter auf den fertig gedeckten Tisch im kleinen Speisezimmer des Puppenhauses, während sie sich vorstellte, dass der Kaiser und die Kaiserin zu Besuch erwartet wurden. Hanna hätte auch gerne einmal die Gräfin gespielt, nicht immer die Köchin oder das Hausmäd-

chen, aber wohin dann in der Nacht mit ihrer Angst? Zu den Erwachsenen? Dieser Gedanke wäre ihr nicht in den Sinn gekommen.

»Nora«, hauchte Hanna leise, »glaubst du, es gibt Bären im Park?«

»Ganz bestimmt, Hanna, und sie werden gleich kommen und dich überfallen.«

»Nora, ärger mich nicht. Ich hab gar keine Angst. Würdest du auch gerne einen Bären sehen?«

»O ja, sehr gerne sogar. Und ein Bärenkind adoptieren.«

»Es könnte bei uns im Zimmer auf dem Teppich schlafen.«

»Ganz bestimmt«, sagte die ältere Schwester nicht ganz ernsthaft. »Jetzt schlaf aber, Hanna, und träum von den herzigen kleinen Bärenkindern, ja?«

»Maman«, gellte am anderen Morgen ein Schrei durchs ganze Haus. »Maman, jemand hat meinen *General Dourakine* gestohlen.«

Es war noch früh. Gina war gerade erst erwacht, als ihre Tochter Nora völlig aufgelöst in ihrem Schlafzimmer erschien.

»Gestern war er noch da. Ich hab überall geschaut, überall. Bestimmt hat einer von den Kleinen ihn weggenommen.«

»Jetzt beruhig dich doch. Wieso sollte dir jemand das Buch weggenommen haben?«

»Wenn ich es aber sage!« Wütend stampfte Nora mit dem rechten Fuß auf das Parkett. Sie hätte ihre Mutter eigentlich nicht in aller Herrgottsfrühe stören dürfen. Aber Gina sagte ungewöhnlich sanft: »Nora, bestimmt hast du es verlegt. Hast du unter dem Bett nachgesehen?«

»Ja, dort und überall sonst auch.«

Normalerweise wäre Nora zu Madame Tini oder zu einem der Zimmermädchen gegangen, um sich über den verschwun-

denen Gegenstand zu beschweren. Aber *General Dourakine* war zurzeit ihr Lieblingsbuch. Gina hatte es ihr geschenkt. Die Autorin, Sophie de Ségur, 1799 als Gräfin Rostopschin in Petersburg geboren, erzählt darin vom alternden russischen General Dourakine und seiner Reise durch Russland und Sibirien, und obwohl Sophie de Ségur seit ihrer Kindheit nicht mehr in Russland gewesen war, war ihr eine genaue Beschreibung der Lebensbedingungen der russischen Bauern und der Beschwerlichkeiten einer Reise durch das ärmliche Land gelungen. Nora hatte das Buch schon wiederholt gelesen, sie liebte die vielen russischen Ausdrücke, *izba*, das Bauernhaus, *durak*, der Dummkopf, *kibitka*, der Pferdeschlitten. In dieser Geschichte konnte sie sich verlieren wie in keiner anderen, sie glaubte dann dort zu sein, mit dem General und seinen Begleitern durch den Schnee zu fahren, russisch zu sprechen, Kefir zu trinken und in einer *izba* zu übernachten. Nach der Lektüre hatte Nora ihre Mutter mit Fragen über Russland überhäuft, sie angefleht, ihr Bücher über das Land zu schenken, und inständig bedauert, dass sie selbst nicht hinfahren durfte.

»Ich kann ohne das Buch nicht leben, Memi«, klagte Nora, nicht mehr ganz so wütend wie zuvor.

»Mein kleines, großes Mädchen. Es wird bestimmt wieder auftauchen, und wenn nicht, verspreche ich dir, dass wir ein neues Exemplar kaufen.«

»Ein neues? Einen neuen *General Dourakine*? Wirklich? Vielen Dank, liebste *Mamotschka*«, flötete Nora ganz russisch. Vor lauter Aufregung hatte sie eine rote Nase. Wenn etwas verloren gegangen war, dann hatte man eben nicht genug darauf aufgepasst, ersetzt wurde der Verlust sonst nie. Schlampelei sollte nicht auch noch belohnt werden.

Sosehr Gina ihre Kinder liebte, versuchte sie doch, deren zügellose Leidenschaften mit strengen Regeln im Zaum zu

halten. Normalerweise hatten die Kinder in den Schlafzimmern der Eltern nichts zu suchen. Es gab festgesetzte Zeiten und Orte, wo sich Gina den Kindern widmete. Sie forderte perfekte Umgangsformen und Tischmanieren. Aber wenn es um Bücher und um Russland ging, vergaß sie jegliche Strenge, denn sie hatte selbst insgeheim eine Vorliebe dafür.

Gina Kinsky, geborene Gräfin Festetics, hatte neun Kindern das Leben geschenkt. Sechs Mädchen und drei Jungen. Kinder waren eine Selbstverständlichkeit, gewollte oder ungewollte Geschenke Gottes. Alles andere als selbst gewählter Luxus. Bei der Geburt von Hanna hatte Gina geweint, so sehr hatte sie sich nach fünf Mädchen und ihrem Ältesten, dem viel zu sensibel geratenen Feri, endlich einen kraftstrotzenden Jungen gewünscht, einen Stammhalter, einen Sohn, auf den man wirklich stolz sein konnte. Ihre Mutter tröstete sie weise: »Vielleicht wird gerade dieses Mädchen später deine große Stütze werden.« Mädchen waren gut für die Seele, Jungen für den Stammbaum, und weil das so war, wurde Gina noch zwei Mal schwanger. Beim neunten Mal betete sie, dass es das letzte Mal wäre, und nannte den Sohn nach ihrem Mann Zdenko Radslav, als ließe sich damit ein Kreis schließen.

Viele Kinder zu haben, war üblich, auch in aristokratischen Familien. Hätte das Fideikommissgesetz erlaubt, die sagenhaft großen Grundbesitze unter allen Nachkommen aufzuteilen, anstatt sie nur einem Erben zu vermachen, hätte man sich die Zahl der Kinder im Adel womöglich genauer überlegt.

»Und nun geh, mein Kind«, beendete Gina das Gespräch mit Nora.

»Geh zum Frühstück und dann zum Unterricht. Alle warten schon auf dich.«

»Und wenn das Buch bis zum Nachmittag nicht aufgetaucht ist, dann kaufen wir ein neues?«, murmelte Nora beim Hinausgehen. »Bis zum Nachmittag« war für ihre Verhältnisse ungeheuer lang. So viel Geduld brachte sie nur selten auf, aber weil die Memi so lieb war, riss sie sich zusammen.

Als Nora gegangen war, erhob sich Gina. In Gedanken versunken, absolvierte sie ihre Morgentoilette. Sie liebte diese Mußestunde und ließ sich von ihrer Kammerzofe verwöhnen. Frische Gewänder waren bereitgelegt, duftende Essenzen und Cremes vertrieben die Gerüche der Nacht, des alternden Körpers, der Vergänglichkeit. Gina war immer noch eine schöne Erscheinung, doch Schwangerschaften und Geburten hatten sie müde gemacht. Ihre Gesundheit war mit jedem Kind ein wenig labiler geworden und das, obwohl sie für die anschließende Versorgung und Erziehung der Kleinen alle erdenkliche Hilfe hatte und, anders als Frauen aus den niederen Ständen, ihre verbliebenen Kräfte schonen konnte. Gouvernanten, Kinderfräulein, Hauslehrer und die ganze große Dienerschaft. Einen solchen Betrieb zu dirigieren, war andererseits auch keine Kleinigkeit. Aber es lag Gina im Blut. Schloss Keszthely am Plattensee, das Zuhause ihrer Familie, war viel größer und eleganter als Chlumetz, eine Art Versailles inmitten der ungarischen Provinz. Seit der Vermählung ihres Bruders Tassilo mit Mary Hamilton – sie war in erster Ehe mit Prinz Albert von Monaco verheiratet gewesen – war Keszthely zum Treffpunkt der gekrönten Häupter Europas geworden, ein Ort, an den man sich stets gern zu Jagden und Bällen einladen ließ. Chlumetz war vergleichsweise langweilig, ländlich und ärmlich. Einige der ungarischen Diener, die nach Ginas Hochzeit mit nach Böhmen gezogen waren, rümpften sogar die Nase über die fehlende Weitläufigkeit der Räume und die bescheidenen

Verhältnisse, zumal die Familie zunächst nur ein Nebengebäude als Wohnstätte zugewiesen bekam. Doch Gina liebte das Schloss und den Park, den ungarischen Luxus vermisste sie nicht.

Nora ist immer so heftig, dachte Gina. Ich weiß wirklich nicht, womit ich dieses Kind verdient habe. Sie ist so anders als ihre Schwestern, so fordernd und jähzornig, wenn sie nicht erreicht, was sie will. Gina dachte in letzter Zeit oft über Nora nach. Auch Tini hatte ihr schon ihr Leid geklagt. Nora müsse beschäftigt werden, man solle dieses Kind mit einer verantwortungsvollen Aufgabe betrauen, das würde sie vielleicht beruhigen, die Ecken und Kanten ihres Charakters abschleifen. Gina schätzte die erzieherischen Fähigkeiten der Gouvernante, und sie mochte die unkonventionellen Vorschläge, die diese trotz all ihrer viktorianischen Strenge dann und wann in das Gespräch einbrachte.

Ob sie, die Gräfin, damit einverstanden wäre, wenn ihr die Comtesse Nora von Zeit zu Zeit die Verantwortung für die drei Kleinen abnähme?, hatte Tini vor ein paar Tagen vorgeschlagen.

»*Ma chère. C'est tout à vous.* Sie wird schon wissen, was richtig ist. Schließlich hat sie die sechs Älteren auch nicht so schlecht erzogen«, hatte Gina geantwortet. Sie war erschöpft. Eine weitere Nacht hatte sie kaum geschlafen, nicht einmal das offene Fenster, der Maiglöckchenduft und der mondlose Himmel hatten sie schläfrig gemacht. Eigentlich hatte sie zum Friseur nach Prag fahren wollen, ein strapaziöser Tagesausflug, aber eine wohltuende Abwechslung zum Landleben in Chlumetz. Doch sie fühlte sich außerstande, nach Prag zu fahren, ja sie wollte nicht einmal einen Fuß vor die Haustür setzen. Erst gegen Abend war sie kurz in den Rosengarten gegangen, um nachzusehen, ob ihre Anordnungen vom Gärtner mit der nötigen Präzision durchgeführt worden waren. Dann